Westpreußische Volkssagen.
№ 3.

Der Schwedenschimmel von Stuhm.

Herausgegeben
von
Rudolf Knopf.

Graudenz.
Jul. Gaebel's Buchhandlung.
1891.

Der Schwedenschimmel von Stuhm.

Unsterblichen Geistern ist es eigen, daß, nachdem sie der irdischen Hülle Valet gesagt haben, es ihnen gestattet ist, den lebenden Geschlechtern zu erscheinen und zwar den Bösewichtern zur Warnung, den Mutlosen zur Aufmunterung und den edelsten Männern als Vorbild.

Freilich will die Wissenschaft hiervon nichts wissen, desto mehr weiß aber die Sage davon. Sie ist es, welche nicht nur die edelsten Männer im Grabe nicht ruhen läßt, sondern auch die Bösewichter vor die Schranken ihres Gerichtes zitiert.

Ausnahmsweise ist es auch hin und wieder Tieren gestattet, auf dem Wahlplatze der Sage zu erscheinen, wie z. B. den Mäusen des Mäuseturms bei Bingen, den Hunden, die berufen sind, als Wächter ungeheurer verborgener Schätze den Gesetzen des Vergänglichen zu trotzen.

Das Präriero̲ß nimmt ebenfalls in der Reihe der sagenhaften Tiere einen hohen Rang ein.

Ähnlich verhält es sich mit dem Schwedenschimmel von Stuhm.

Durch nahe Verwandtschaft waren das polnische und schwedische Königshaus mit einander verbunden. Als nun der schwedische Thron in Gustav Adolf einen Erben gefunden hatte, da glaubte der Polen-König Siegismund nähere Anrechte auf die Krone zu haben, und, gestützt auf eine große Partei Unzufriedener im schwedischen Reiche, pochte er auf die nahe Verwandtschaft mit dem verstorbenen Herrscher und hoffte mit Polens Kraft die Kronen seines Reiches und Schwedens auf seinem Haupte zu vereinigen.

Die schwedischen Ostseeprovinzen wurden besetzt, und der Anfang war so glückverheißend, daß man im Königspalast zu Warschau

auf das Wohl des schwedisch-polnischen Königs recht fleißig trank. Die Wojwoden und Starosten überboten sich hierin, und man teilte schon im Geiste des Löwen Fell, wie man es vor eineinhalb Jahrhunderten mit dem reichen Westpreußen gethan hatte.

Galt es doch nicht nur den eigenen, ewig leeren Beutel zu füllen, sondern auch der evangelischen Lehre in dem protestantischen Schweden den Garaus zu machen. In Deutschland war man ja eben damit beschäftigt und zwar nicht ohne Erfolg.

Was Wunder, wenn dem polnischen Adel der Kamm schwoll und er sich berufen glaubte, in Schweden dasselbe zu verrichten, was die Kaiserlichen und Tilly's Scharen in Deutschland besorgten.

Außerdem glaubten die edlen Polen mit Hülfe der Mönche das durch die Wasas aufstrebende Schweden in kurzer Zeit nach polnischer Art kolonisiert zu haben. In dem durch Verrat und Unbotmäßigkeit einiger Stände gegen ihren Herrscher eroberten Ordenslande hatten sie genugsam Gelegenheit gehabt, reiche Erfahrungen in dieser Beziehung zu sammeln.

Da erschien plötzlich an der preußischen Küste eine schwedische Flotte und landete ein Schwedenheer, das, geführt von dem jugendlichen Heldenkönige Gustav Adolf, das polnische Heer nicht nur zurücktrieb, sondern auch den Polenkönig zur Aufgabe der bereits besetzten schwedischen Provinzen zwang.

Groß war das Schwedenheer nicht, aber in eiserner Zucht erwachsen; geführt von einem unermüdlichen, glänzend begabten Feldherrn, pflegten die Schweden die Zahl ihrer Gegner nach der Anzahl der erschlagenen Feinde nach der Schlacht zu schätzen.

Unter den polnischen Heerführern war dagegen keine Einigkeit; die Eifersucht trieb ihr Spiel, und zu allem kam noch, daß es in ihrem Lager keinen Mann gab, der einem Gustav Adolf gewachsen war.

Um den Schweden den Vormarsch zu erschweren, verwüsteten die Polen die Provinzen, die sie aufgeben mußten und ließen ihrer Rache gegen die Evangelischen freien Lauf.

Die Schweden thaten es ihnen darin nicht nach und verfuhren mit katholischen Klöstern ebenso. So wurden denn die ehemals blühenden Provinzen zu Wüsten.

Schwedenschanzen giebt's heute noch überall, bei Sartowitz, Fordon, Thorn u. a. a. O. Sie entstammen zum Teil jener schrecklichen Zeit.

Nachdem Polen niedergeworfen war, zog sich Gustav Adolf aus den verwüsteten Ländern zurück in die Stuhmer Gegend und nahm eine abwartende Stellung ein.

Der ostpreußische Höhenzug sendet hier einen Ausläufer bis in die Marienburger Gegend hin. Dieses Stückchen Land mit seinen Hügeln und Thälern, Wäldern, Mooren, Schluchten und Seeen ist nicht ohne Reiz.

Die Wichtigkeit dieses Platzes erkannten schon die alten Ordens-Ritter und legten zum Schutz der Marienburg auf einem Kamm des Höhenzuges, der sich zwischen zwei Seeen durchzieht, das feste Schloß Stuhm an, das sich in manchen Kämpfen mannhaft bewährt hat. Hier, rechts durch die Nogat, links durch die nahe ostpreußische Grenze geschützt, zwischen Sümpfen und Seeen lagerte in fester Stellung das Schwedenheer, welches in den hinter ihm liegenden, reichen Niederungen seinen Bedarf reichlich decken konnte.

Hier nun machten die Polen den letzten vergeblichen Versuch, sich ihrer siegreichen Bedränger zu entledigen.

In dem sich entspinnenden Gefechte wurde dem Schwedenkönige sein Leibroß, das er an diesem Tage ritt, erschossen. Ihm selbst widerfuhr kein Unglück; er sollte später für eine heiligere Sache an anderer Stelle den ruhmreichen Heldentod finden.

Der Erfolg des Gefechts war, daß der Polenkönig auf die schwedische Krone verzichtete und mit seinem Überwinder einen fünfundzwanzigjährigen Waffenstillstand schloß.

An der Stelle, wo die beiden Gegner sich feindlich ihre Hand reichten, wurde später ein Stein mit der Inschrift 1628 errichtet, der im Volksmund noch heute den Namen „Schwedenstein" führt.

Indem ich vor mehr als zwanzig Jahren bei einer Ferienreise durch diese Gegend am Schwedenstein Rast hielt und mir die historischen Momente zurückrief, nahte sich mir ein Bäuerlein jener Gegend und bat um Feuer für seine Pfeife. Das Gespräch über das Woher? Wohin? machte ihn bald zutraulicher, und, nachdem wir über das Tägliche genug gesprochen hatten, bat ich ihn, mir Näheres über diese Gegend zu erzählen.

Wir waren unterdeß aufgebrochen und wanderten die Straße nach Rehhof zu.

Nachdem sich unser Bäuerlein mehrmals scheu umgeblickt und geräuspert hatte, hub er an:

„Ja sehen Sie, Herr! Man spricht am hellen Tage nicht gern

davon, denn man weiß auch nicht, ob's gut ist und wie's einem bekommt. Mein Vater sagte immer, wer viel an den Schweden-Schimmel denkt und von ihm spricht, dem erscheint er, und das bedeutet immer Unglück."

„Ach was," entgegnete ich, „der Schwedenschimmel ist längst tot und verwest, der wird keinen lebendigen Menschen mehr ängstigen, noch viel weniger ihm Schaden zufügen können."

„Sagen Sie das nicht, lieber Herr," erwiederte er. Wir haben in unserer Gegend Beispiele, wo er wirklich erschienen ist und Unglück in's Haus gebracht hat."

„Bitte, erzählen Sie mir eine solche Geschichte," ermunterte ich, „und wenn sie wahr ist, werde ich daran glauben.

„Wahr ist sie, das können Sie mir glauben, sonst hätte mein Vater sie mir nicht so geheimnisvoll erzählt," fuhr er fort, „und dem hat sie mein Großvater unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut. Wenn ich Ihnen die Geschichte heute erzähle, so sprechen Sie nicht weiter darüber. Es ist nicht gut."

Nachdem ich Verschwiegenheit gelobt, begann er also:

„Nach dem Schwedenkrieg lag hier rund herum das Land wüste da. Allmälig fanden sich Bewohner, Deutsche, auch Polen. Aber es waren nicht die besten Menschen, die sich hier ansässig machten. Die meisten hatten in ihrer Heimat etwas verbrochen und suchten nun in der Fremde ihr Unrecht zu verbergen.

Aber die Menschen können ihre üblen Gewohnheiten nicht lassen; und wer ein Dieb ist, der muß stehlen, und wer hängen soll, für den wächst auch der Hanf; er mag hinziehen, wohin er will.

So kamen allerhand schlechte Menschen in diese Gegend, und anstatt fleißig zu arbeiten, faulenzten sie lieber und erwarben ihren Unterhalt durch's Stehlen.

Am weitesten berüchtigt sind nun die Pferdediebe. Sie nehmen dem armen Bauern das beste Hülfsmittel und lassen ihn in Not und Armut verzweifeln. Da war es denn so ungerecht nicht, wenn die bestohlenen Bauern einen ertappten Pferdedieb einfach totschlugen aufhingen.

Nun an Pferdedieben fehlte es vormals in dieser Gegend auch nicht; es gab deren hier dutzendweise. Die ostpreußische Grenze war nahe, und wenn der Dieb mit dem gestohlenen Pferde glücklich über die Grenze kam, dann war er geborgen. Kein Hahn krähte mehr danach.

Mochte der Bestohlene sein Recht suchen, wo er wollte, er fand es nicht.

Unter allen Pferdedieben zeichnete sich durch List und Verschlagenheit der Bauer Krebs aus. Er wußte die wertvollsten Pferde zu stibitzen und an den Mann zu bringen. Niemals ließ er sich erwischen, und obgleich der Kerl faul war und seine Felder vernachlässigte, so brachte er es doch zu einem ziemlichen Wohlstande.

Am Tage schlief er oder reckte seine Glieder; aber sobald die Nacht anbrach, dann wurde er munter und begann auch seine Arbeit. Für gewöhnlich ritt er dann mit seinen Pferden auf das Grundstück eines Nachbarn und ließ sie da in dessen Saat oder Klee sich satt fressen, während er, in eine Pferdedecke eingehüllt, schlief.

Einmal war unser Bauer Krebs wieder von einem Beutezuge glücklich zu Hause angelangt. Er brachte zwei wunderschöne Pferde mit, die er auf den naheliegenden gräflichen Feldern auszufüttern gedachte.

Nachts ritt er wieder dorthin, und nachdem er die Pferde gefesselt hatte, wickelte er sich in die Pferdedecke und schlief ein.

Da, es mochte etwa um Mitternacht sein, erwachte er, und, vom Frost geschüttelt, erhob er seine steifen Glieder, um sie durch die Bewegung wieder zu erwärmen.

Nachdem er einigemale auf- und abgegangen war, beliebte es ihm, nach seinen Pferden auszuschauen. Da sah er nun, o Wunder! statt seiner zwei drei Pferde. Und das dritte war nach Gang und Haltung zu urteilen ein so edles Pferd, wie er noch keines zu Gesicht bekommen hatte. So weit man in der Dunkelheit beurteilen konnte, war es sogar ein Schimmel.

Das Pferd mußt du haben! dachte Krebs, und überlegte sogleich, wie er das ungefesselte Tier am besten einfangen könne.

Mit dem Zaume in der Hand näherte er sich dem fremden Gaul sehr behutsam. Aber siehe! der Gaul zeigte keine Scheu, im Gegenteil, er kommt zutraulich auf Krebs zugetrabt.

Die Freude unseres Bauern war nicht gering. Willig ließ sich das fremde Pferd das Gebiß einlegen, und nun, die Zügel nicht aus der Hand lassend, bewunderte Krebs seinen herrlichen Fang.

Ja, solch' ein herrliches Tier hast du dein Lebtag noch nicht gehabt!, so dachte er und beklopfte Hals und Weichen des edlen Rosses.

Ein Proberitt kann nicht schaden, so dachte er weiter und

gesagt, gethan! Er schwang sich auf den Rücken des Pferdes und tummelte es hin und her. Als er endlich den Galopp versuchte, da schien unser Schimmel förmlich zu fliegen. Kein Hufschlag wurde hörbar, nur das sanfte Wiegen und Schwanken ließ erkennen, daß sich der geübte Reiter auf dem Rücken eines Pferdes befinde.

Aber der Gaul will dem Zügel nicht mehr gehorchen; er nimmt seinen Weg geradeswegs nach dem Sumpf. Hier ist Reiter und Pferd unrettbar verloren! Krebs kennt die Stelle sehr gut; er strengt alle Kräfte an, seine Muskeln springen fast; der störrige Gaul fliegt desto schneller vorwärts. Da ist der Sumpf! Ein Satz und er muß elend umkommen. —

Da schlägt der Gaul hinten aus, und Krebs fliegt im kühnen Bogen über den Hals des Pferdes mit dem Kopfe voraus in den Sumpf.

Der Schimmel, dessen lustiges Wiehern mehr wie Hohngelächter klang, verschwand im Nebel.

Krebs hörte nichts davon, seine Ohren, Nase und Mund sind mit Schmutz verstopft. Mühsam rappelt er sich aus seiner fatalen Lage empor, fluchend treibt er seine Pferde zusammen und zitternd gelangte er in seiner Behausung an; ihn fror.

Der erste Gedanke des erwachenden Krebs am folgenden Tage galt dem treulos entwichenen Schimmel.

Kaum ist der Tag entwichen, so treibt es ihn mit seinen beiden gestohlenen Pferden wieder auf die gräflichen Felder. Diesmal kommt kein Schlaf in seine Augen. Nur der Gedanke, ob sich der Schimmel wieder blicken lassen werde, beschäftigte ihn.

Da, etwa um Mitternacht, hörte er vom Sumpfe her lustiges Wiehern; seine Aufregung wächst. Sollte es der Schimmel sein? Ja, er ist es richtig! Da kommt er! Wie stolz seine Haltung, wie prächtig sein Gang! Krebs wagt kaum zu athmen. Näher und näher kommt der Schimmel, ja, er nähert sich, wie gestern, ganz zutraulich dem Bauern.

Diesmal wird ein festerer Zaum dem Tiere angelegt; vielleicht hilft das! Wieder tanzt das Pferd unter der Leitung seines Führers nach Wunsch. Krebs hat sich scharfe eiserne Dornen in die Absätze seiner Stiefel geschlagen. Die werden wohl gegen jede Widerhaarigkeit genügen. Aber der Gaul trägt ihn wieder dem Sumpfe zu, trotz Zügel und Sporn. Nur daß Krebs etwas weiter und tiefer in den Sumpf zu liegen kommt.

In der dritten Nacht wiederholte sich dasselbe. Krebs ist vom gehabten Schrecken und von der Erkältung krank geworden. In der vierten Nacht bleibt er zu Hause und trinkt Thee, den ihm seine Frau zur Genesung gekocht hat.

Schlafen kann er nicht; denn es ist seit langer Zeit die erste Nacht, die er zu Hause im Bette zubringt. Das Licht brennt trübe; die lange Schnuppe, die von außen noch recht glühend auf den fiebernden Krebs blickt, bedeutet Unglück.

In Gedanken wiegt er sich auf dem herrlichen Schimmel. Ja, der hat's ihm angethan!

Es ist Mitternacht! Plötzlich klingt ein lustiges Wiehern zu den Ohren unsres alten Pferdediebes. Das ist der Schimmel! Kein Zweifel! Unter Tausenden würde er ihn jetzt an der Stimme erkennen. Sehen will er wenigstens das herrliche Pferd! Mühsam hebt er sich von seinem Lager empor und lauscht. Wahrhaftig! der Schimmel ruft! Da giebt's kein Halten mehr. Er fährt in die Kleider und stürzt zur Thür hinaus.

Da steht das edle Roß mit kostbarem Zaumzeug und Sattel, fertig, den Reiter aufzunehmen.

Krebs kann der Einladung nicht widerstehen. Im Nu sitzt er im Sattel und heidi!, gehts über Stock und Stein, über Sümpfe, Thäler, Bäche und Berge; ja, sogar über die Weichsel springt das Pferd bis in die Tuchler Heide hinein. Da an einem unergründlichen Sumpf macht es plötzlich Halt; Krebs hört nur noch, wie der Gaul ihm zuruft: „Da bleibe ewig an eisernen Fesseln gekettet liegen und werde Krebs, wie du in deinem Leben geheißen hast, zur Strafe für deine Diebereien. Und da liegt der Krebs noch heute an einer eisernen Kette", so schloß mein Gewährsmann.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, fragen Sie nur die Flötenauer Bauern, die werden Ihnen noch die Stelle zeigen, wo er liegt."

Druck von Wilh. Dupont, Konitz, Wpr.